Abonnementspreis
mit der wöchentlich gratis erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit“ vierteljährlich 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6862) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Kalenderjahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1799.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 Uhr abends bis 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1799

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 155. | Dresden, Mittwoch den 9. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Die bayrische Wahlrechtsfrage.

V.

Wahrscheinlichkeitsrechnung.

War aber trotz allem notwendig, daß die sozialdemokratische Fraktion schon der Resolution zustimmte; konnte sie nicht wenigstens warten, bis der Gesetzentwurf vorlag? Hat sie sich und der Partei damit nicht die Hände gebunden, und verhindert, daß bei der Beratung des Entwurfs auf diesen noch mit unseren prinzipiellen Forderungen Sturm gelaufen werden konnte in der Erwartung, die eine oder die andere kleine Verbesserung dann doch noch durchzudrücken?

In der Beantwortung dieser Fragen sind sich die Kritiker von Rosa Luxemburg über Bebel bis zum Vorwärts einig. Sie verwerfen allesamt die Zustimmung zu der Resolution. Der Vorwärts erblickt darin das Umschlagen der „praktischen Politik“ in die unpraktische aus lauter Praxis und Bebel reiht eine ganze Reihe unheilvoller Folgen vor seinen Augen auftauchen.

Nun ist zuzugeben, daß der Gegenbeweis hier nicht so schlüssig und schlagend geführt werden kann, wie in den vorausgegangenen Kapiteln. Um deswillen nicht, weil wir hier auf das Gebiet der Wahrscheinlichkeits- und Möglichkeitsrechnung treten. Gleichwohl giebt es Gründe, die laut und eindringlich genug für das Verhalten der Fraktion sprechen, es sei denn, daß man ihr mit einem Mißtrauen gegenübersteht, das unbegrenzt ist.

Bebel ist nahe daran, dies zu thun; es trennt ihn nur noch Haaresbreite von Parvus und Rosa Luxemburg. Den Beteuerungen der Fraktion in Ludwigshafen, daß mehr Verbesserungen und weniger Verschlechterungen als in der Resolution vorhanden, beim besten Willen und bei aller Anstrengung nicht zu erreichen gewesen, schenkt er keinen Glauben und zum Beweis für das Gegenteil geht er sogar so weit, sich auf die — Gegner zu berufen. Er zitiert aus der Wahlrechtsdebatte des Oktober 1899 Sätze der Abgg. Schädler, Heim und Roeb (nicht Raab), sämtlich Zentrum, Wagner (nicht Wegner), Aub und Casselmann, sämtlich liberal, Lutz und Göck (nicht Göch), Bauernbund, und zieht daraus den Schluß, daß die Verhandlungen einen „vorzüglichen Verlauf“ nahmen und der Fraktion Waffen in die Hände lieferten, die „geschickt und rücksichtslos, namentlich auch in der Presse und in Versammlungen, angewandt wie moralische Daumschrauben auf Zentrum und Liberale hätten wirken müssen“. Es liegt demgemäß nur an dem mangelnden Geschick wie an der schlenden Rücksichtslosigkeit der Fraktion, wenn sie trotz des vorzüglichen Verlaufes noch die Zustimmung zu der Resolution, ihre „moralische Niederlage“, für nötig hielt, um nur zu erreichen, was erreicht worden ist!

Gegen Bebel läßt sich in diesem Punkte am schlagendsten wieder Bebel zitieren: „Der Vorgang zeigt, wie bescheiden Bebel allmählich geworden ist!“ Er weiß von uns am allerbesten, welcher Wert den tönenden Reformversprechungen der bürgerlichen Parteien wes namens immer beizumessen ist, und trotzdem scheut er sich nicht, sich auf sie als haltbare Münze zu berufen, nun es für ihn gilt, so oder so Material gegen die Haltung der bayrischen Fraktion herbeizuschleppen. Das ist nicht hübsch und auch kein Ausfluß der „sozialdemokratischen Auffassung und Taktik“, als deren Hüter Bebel hier fungiert. Es ist um so weniger angebracht, als, abgesehen von den allgemeinen Erfahrungen, die die Arbeiterschaft seit Beginn ihres Emanzipationskampfes mit tönenden Worten bürgerlicher Parteiführer gemacht, die Geschichte der bayrischen Wahlrechtsfrage seit 1869 auf jedem Blatte bezeugt, mit welcher Eilfertigkeit die bürgerlichen Fraktionen bereit waren, die Erklärungen ihrer Führer zu desavouieren und niederzustimmen. Der Abgeordnete Schädler z. B., der Bebel jetzt als wichtiger Kronzeuge erscheint, hat am 10. Oktober 1895 genau dasselbe gesagt, was Bebel von ihm aus dem Oktober 1899 anführt, und trotzdem hat das Zentrum 1893 den sozialdemokratischen Wahlrechtsentwurf mit allen gegen drei Stimmen hohnlachend zerrissen. Das Gleiche gilt von den liberalen Führern und der liberalen Fraktion. Es geht daher nicht an, unserer Fraktion einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie die schönen Worte der bürgerlichen Redner nicht höher wertete, als sie erwertet zu werden verdienten; sie war zu oft gebrannt worden, als daß sie so viel Kindlichkeit hätte aufbringen können, um in dieses Feuer des Verrats und der hinterlistigen Gesinnung blindlings hineinzutappen.

Ein Strahl dieser Erkenntnis leuchtet auch durch Bebels Argumentation. „Gut,“ sagt er, „benahmen sich später die Vertreter der bürgerlichen Parteien im Ausschuß so spröde“, wie es in Ludwigshafen geschildert, so hätte man die Flucht in die Oeffentlichkeit ergreifen, die Massen aufregen, aufklären und belehren sollen. Statt dessen erklärt Segitz, durch Massenversammlungen lasse sich in Bayern ein Druck auf die Reform des Wahlrechts nicht ausüben. Die Taktik der Fraktion scheine also die zu sein, nach dem bekannten Lied zu verfahren: „Stille, stille, kein Geräusch gemacht!“

Es ist zuzugeben, daß dies der einzige der Bebelschen Vorwürfe ist, der eine Berechtigung in sich trägt. Die Heimlichkeit und Abgeschlossenheit der Ausschußarbeiten ist nur sehr selten durch summarische Berichte in der Parteipresse gestört worden; die Genossen im Lande hatten ein Recht darauf, pünktlicher unterrichtet zu werden; es war ihnen auch Gelegenheit zu dem Versuch zu geben, durch Versammlungen und Eingaben einen Druck auf den Ausschuß auszuüben und sei es nur, um dadurch zum mindesten das Tempo der Verhandlungen zu beschleunigen. Mehr wäre — darin ist wieder Segitz beizutreten — bei dem Beginnen schwerlich herausgekommen. In Wahlrechtsversammlungen hat nämlich die bayrische Sozialdemokratie in den Jahren seit 1892 überall dort, wo sie so etwas wie Massen auf die Beine bringen kann, keinen Mangel gehabt. Die Wahlrechtsfrage ist aber durch diese um keinen nützbaren Schritt weitergekommen. Es sind andere Faktoren, die die bürgerlichen Parteien einer Reform jetzt günstiger gestimmt haben. Gleichwohl ist Bebel im Recht, wenn er es eine „durchaus unsozialdemokratische Auffassung und Taktik“ nennt, so wichtige Ausschußverhandlungen ohne die Begleitung anregender Volksversammlungen vorübergehen zu lassen. Bringt das auch keinen Nutzen, der materiell im Augenblick gegriffen werden kann, so feuert es doch das Parteileben an und wirkt auf liegengebliebene Klassengenossen, die uns noch zweifelnd gegenüberstehen. Das ist in Bayern aber ganz besonders nötig, denn hier wird — so weit ich das wenigstens zu übersehen vermag — viel zu wenig agitiert und organisiert. Gerade die Fraktion leistet in dieser Beziehung, im Unterlassen, ganz Hervorragendes. Sie bildet laut Organisationsstatut den Landesvorstand, aber davon, daß dieser Vorstand, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit wäre, in die Agitations- und Organisationsarbeit anregend, fördernd und helfend mit aller Kraft eingreift, spürt man außen nur sehr, sehr wenig.

Indessen: aus dem Umstand, daß die Fraktion außerhalb der Landtagsstube etwas gar zu sehr auf die gut bayrische „Ruh“ bedacht ist, darf nicht die Befugnis abgeleitet werden, ihr in der Beurteilung der Chancen der Wahlrechtsreform all und jeden Glauben zu versagen. Die Fraktion sagt: ohne unsere Zustimmung zu der Resolution würde die bürgerliche Mehrheit in die Brüche gegangen sein; es war aber Einstimmigkeit nötig, um die Regierung wie die Reichsratskammer zum Nachgeben zu bewegen, um also das zu erreichen, was in der Resolution niedergelegt ist. Einen ziffernmäßigen Beweis dafür kann die Fraktion nicht führen; hier hebt mit aller Verbindlichkeit das Gebiet der Wahrscheinlichkeitsberechnung an, von dem oben gesprochen. Billigerweise muß man der Fraktion so viel Einsicht und Taktgefühl zutrauen, daß sie die Imponderabilien, die durch die Luft der Wandelgänge schwebten, richtig zu werten wußte. Für Bebel giebt es derartiges Unwägbares in keinen Dingen so wenig wie für Parvus und Rosa Luxemburg; auch der Vorwärts schließt sich hier ihnen an und erklärt, ein Zwang der Zustimmung zu der Resolution sei durchaus nicht nachgewiesen worden. Das stimmt. Jedoch lediglich aus dem Grunde, weil ein solcher Zwang sich überhaupt nicht nachweisen läßt. Ebenso wenig können aber die vereinzelten Gegner der Fraktion hier mit oder ohne Zwang nachweisen, daß bei einer anderen Stellungnahme die Resolution doch durchgegangen wäre und der Entwurf keiner Zeit doch kommen würde. Das um so weniger, als wie der Bericht über die letzte Sitzung der Ersten Kammer der Reichsräte beweist, diese der Resolution vor allem deswegen zugestimmt hat, weil sie es, wie auch ein offener Gegner des Reichstagswahlrechts bekannte, mit einer einstimmigen Willenserklärung der Abgeordnetenkammer zu thun hätte. Der Verlauf dieser Debatte der „hohen Herren“ sollte ebenso wie die Haltung der Regierung Bebel und dem Vorwärts den Beweis liefern — sofern hier von Beweis überhaupt gesprochen werden kann — daß unsere Fraktion nicht mit der Stange im Nebel herumgestochert hat, als sie der Resolution ihre Zustimmung gab. Oder will der Vorwärts in dieser Zustimmung etwa eine prinzipielle Entgleisung erblicken? Schwerlich. Denn er hat gegen die Zustimmung zu einem Entwurf, der die Forderungen der Resolution enthält, nichts einzuwenden. Wenn das nicht, hat er auch keinen Grund mehr zur Gegnerschaft gegen die Resolution in dem Augenblick, wo die Fraktion erklärt, daß ohne ihre Billigung die Verhandlungen überhaupt nicht so weit gediehen wären, daß an einen Entwurf zu denken wäre. Die Fraktion hat dies erklärt, der Vorwärts ist gegen Bebel dafür eingetreten, daß sie Glauben und Vertrauen verdient; folglich bleibt dem Vorwärts nichts weiter übrig, als daß er sich entweder ganz auf Bebels Seite schlägt, oder daß er auch im Punkte der Zustimmung zur Resolution der Fraktion das Placet erteilt. Ein drittes giebt's nicht. Es sei denn, daß sich der Vorwärts den Bülowschen Tugendsal-Tanz, den er im politischen Teil mit ebenso viel Vorliebe wie Verve und Eleganz vertanzt, in der Besprechung parteigenössischer Streitfragen zum Muster nehmen wollte. Aber diese Möglichkeit ausdenken, heißt sie verwerfen. Da nun schließlich das Argument, daß die Fraktion sich und der Partei die Hände gebunden habe, in der Praxis wie geschildert lediglich einen akademischen Wert besitzt, so bleibt dem Vorwärts

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(33. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Richard hörte ihren Ruf nicht und fühlte ihre Hände nicht; mit ihm war etwas Außerordentliches vorgegangen. Johanna war ihm wieder erschienen, und er konnte sich vor dem sehnsüchtigen Glanz ihrer klaren Augen nicht anders retten, als indem er das schöne, verführerische Weib an sich preßte und in der Umarmung das Bild der Verführerin auslöschte. Während er aber die Arme um das blühende Leben Leontinens geschlungen hatte und seine heißen Augen in den Falten ihrer Seide barg, da sah und hörte er nichts mehr als Johanna. Johanna hielt er umschlungen, zu Johannas Füßen lag er, und Johanna beugte über ihn, verzeihend und lächelnd, das schöne Haupt, und glückberauscht, in einem Taumel, aus dem niemand ihn erwecken sollte, bewegte auch er unhörbar die Lippen und flüsterte ein einziges Wort:

„Johanna!“

Er wollte nicht zurückgerissen werden in das wache Leben, darum schüttelte er heftig den Kopf, als er plötzlich, wie aus weiter Ferne, eine feindliche, fremde Stimme vernahm, darum schleuderte er die Blume fort, die einen feindlichen, fremden Duft ausströmte, und fester und fester zog er Johanna an sich.

Es war eine lange, glückliche Zeit, die Minuten, welche dem Paare so entschwanden. Während Leontine wie in jugendlicher Seligkeit lachelte und dabei schon flüchtige Pläne für die Feier der Eheschließung entwarf, fühlte sie langsam, wie Richards Umschlingung immer enger wurde, dann plötzlich nahm sie, wie ein jäher Frühlingsschauer den Körper des Mannes erschütterte, wie er denn ihre Hände suchte und eine um die andere an seine Lippen zog.

Nun war es bald Zeit, vernünftig zu sprechen.

Sie beugte ihren Kopf wieder, hob mit beiden Händen Richards Haupt empor und flüsterte:

„Steh auf, Du lieber Narr, setze Dich wieder ordentlich neben mich; wir müssen uns wie zwei erwachsene Menschen benehmen und haben uns viel zu erzählen.“

Sie blickte erschreckt in seine Augen; daraus war jede Spur von Glück entflohen, und wie entsetzt blickte er sie an; er erhob sich müde, ohne ihre Hände loszulassen, setzte sich neben sie und sagte mit trübem Lächeln:

„Ich bin noch gar nicht so alt, wie Du mich haben willst; Du mußt Geduld mit mir haben!“

Mit einem raschen, bösen Blick entzog ihm Leontine die rechte Hand, sie fühlte plötzlich, daß sie die Aeltere von beiden war, aber auch die Klügere; es war kein Zweifel, Richards Liebe zu ihr war noch nicht ganz frei von der Erinnerung an die andere. Leontine galt seine Leidenschaft, aber der anderen seine Erinnerung und seine Thränen. Um so besser, wenn er nun endlich zu sprechen begann und die letzten Zuckungen der vernichtenden Jugendliebe vor Leontinens Augen erstarben; sie wollte die Erbin dieser Liebe sein, darum mußte sie den Mut haben, der Toten, ihrem Opfer, die Augen zuzudrücken.

Die Seligkeit, in der sie eben noch geatmet hatte, war entschwunden; sie mußte ganz ruhig sein, um sie wieder einfangen zu können.

Sie legte die Linke um seine Schulter.

„Nicht wahr,“ sagte sie mit weicher Stimme, „ich kenne Dich genau? Ich bin nicht Deine erste Liebe, ich habe lange mit einer unwürdigen Nebenbuhlerin zu kämpfen gehabt? Du hast Dich eben jetzt, als wir glücklich sein wollten, Deiner großen Jugendtherbeit erinnert? Deine Thränen galten nicht unserem Glücke, sondern irgend einem selbstverschuldeten Elend der anderen?“

Richard nickte mit dem Kopfe; er glaubte, daß Leontine die Wahrheit sprach, er wunderte sich nicht einmal darüber, daß sie seine Gedanken ins Kleinste errieet, eher wollte er annehmen, daß seine eigenen Gefühle ihn betrügen, als daß dieses schöne Weib irrte.

„Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne,“ sagte er und lehnte seinen Kopf auf ihre Schulter; „noch einmal habe Geduld mit mir. Nur bei Dir kann ich Ruhe und Glück finden; ich hätte es nicht geglaubt, als ich Dich zum erstenmal sah.“

Und er erzählte ihr, wie sie ihm zuerst kalt und unnahbar in ihrem Brunkzimmer und im Korbe neben dem Rollstuhle ihres Gatten erschienen war.

„Du armer Liebster,“ sagte sie und streichelte dabei seine Hand, „auch ich habe Trübes genug erfahren; ich bin nicht unbedeutend, Deine Bekenntnisse anzuhören. Sprich zu mir von Deiner Jugendtherbeit, sprich zu mir von der anderen; ich will mit Dir trauern, damit ich mit Dir glücklich sein kann.“

Näher und näher zog sie ihn an sich heran, bis Richard wieder seinen Leib umschlungen hatte und wieder zu ihren Füßen auf dem weichen Teppich kniete; diesmal aber mußte er sie anschauen und in ihre glücklichen Augen sehen und tapfer seine Beichte ablegen.

Richard war ihr noch dankbar für ihren Anteil; zum erstenmal in seinem Leben hatte er offen von seiner Liebe gesprochen, und daß er es zu dem Weibe that, welches ihn von seiner unseligen Neigung befreite, das machte ihn nur noch mitteilsamer.

Den Namen des geliebten Mädchens nannte er nicht, er verriet nur, daß er sie als Kind im Garten des Hauses nebenan kennen gelernt habe.

Leontine bat immer, aber sie wollte Richard nicht freigeben, bevor er nicht alles ausgesprochen, und so fragte sie immer weiter, sobald er verstummte. Allmählich schwand seine Befangenheit, in seinem Kummer war es ihm ein lieber Trost, daß er endlich die Last des Schweigens, die er jahrelang getragen, von sich werfen und einem Freunde sein Herz öffnen konnte. Zu Leontine wollte er darum jetzt nichts reden als einen guten Kameraden, der an seiner Erzählung warmen Anteil nahm; das Weib, dem er sich so nahe fühlte, das war nicht Leontine, die weichen Finger, die seine Haare und seine Wangen liebkosten, gehörten nicht ihr. Was seine Sinne gefangen nahm, das wurde zu Johanna, geboren, der er sich niemals so nahe gefühlt hatte wie jetzt, da er mit einem Berichte seiner unglücklichen Liebe von ihr Abschied nahm. Nur die Augen, die ihn klug und freundlich anblickten, gehörten der schönen Leontine, der guten Freundin, die ihm heute seine Beichte abnahm und neben der er dafür zeitlebens ein ruhiges Dasein finden wurde.

Richard verschwieg keines der letzten Erlebnisse, aus

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020709/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG